

HEINRICH TIEFENBACH

-CHEN UND -LEIN

Überlegungen zu Problemen des sprachgeographischen Befundes
und seiner sprachhistorischen Deutung
Mit fünf Karten

I.

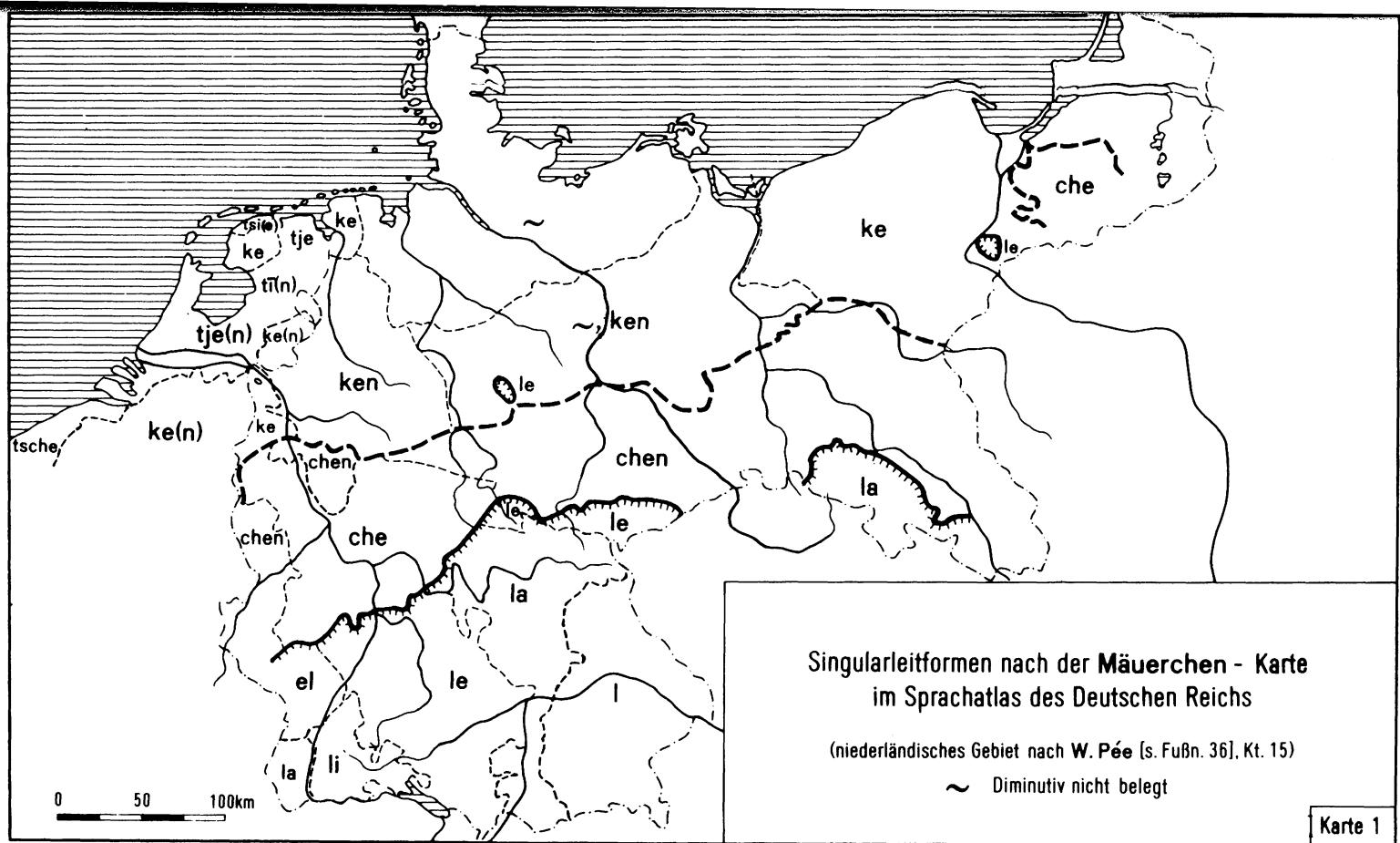
In seiner letzten großen Schrift zur Frage der Realpräsenz Christi im Abendmahl, die MARTIN LUTHER gegen HULDRYCH ZWINGLI und seine Anhänger im Jahre 1528 verfaßte, ein Jahr vor der ersten persönlichen Begegnung der beiden Reformatoren in Marburg, bemängelt LUTHER das *filtzichte, feindselige deudsche*¹ seines Gegners. Bei der Wiedergabe der Gedankengänge des Schweizer Reformators parodiert er dessen Sprache mit einer für seine Ohren offenbar besonders auffälligen Eigenart: *Zwingel halte die wort ym abendmal / gleich wie er wil / es seyen heisselwort / odder lasselwort / thettelwort odder leselwort / da ligt mir nichts an*². Das oberdeutsche Diminutivsuffix *-el*, dessen gehäuftes Auftreten an dieser Stelle zumal mit den ungewöhnlichen verbalen Basismorphemen den parodistischen Zug noch verstärkt, ist hier für LUTHER ein Mittel, um Geringschätzung und Ablehnung der gegnerischen Argumentation zum Ausdruck zu bringen, und zwar hinsichtlich ihres Inhalts wie ihrer sprachlichen Form. Dabei scheinen ihm die *-el*-Diminutive offensichtlich ein besonders charakteristisches Mittel zu diesem Zweck zu sein.

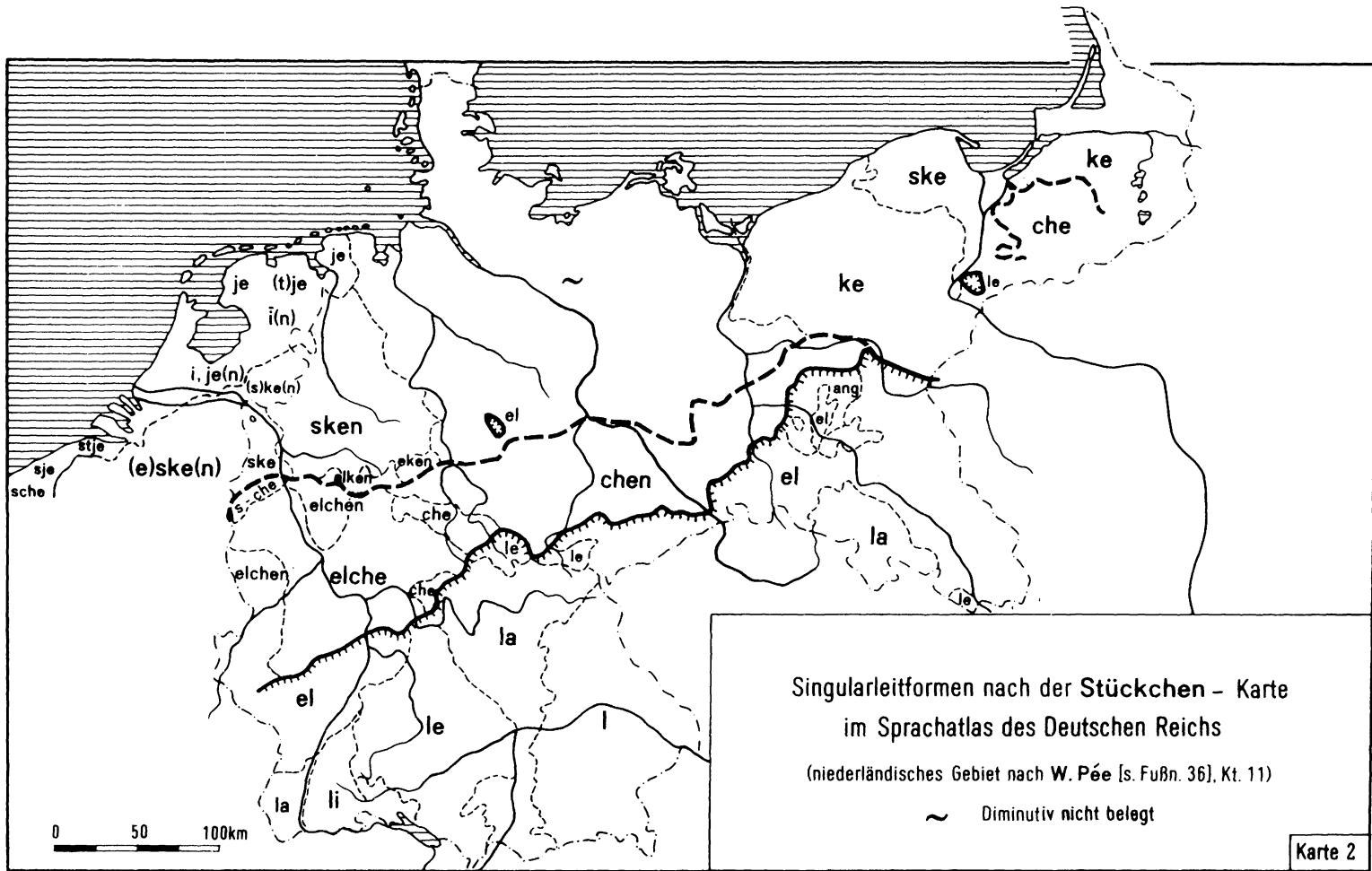
Zusätzliche Überlegungen werden aber durch die Tatsache erforderlich, daß LUTHER in seinen eigenen Schriften nun keineswegs den ihm von seiner landschaftlichen Herkunft vertrauten Morphemtyp *-chen/-ichen* verwendet, der nur vereinzelt in Familienbriefen und Tischredenmitschriften erscheint³. Die Drucke zeigen vielmehr konsequent die ihrer Herkunft

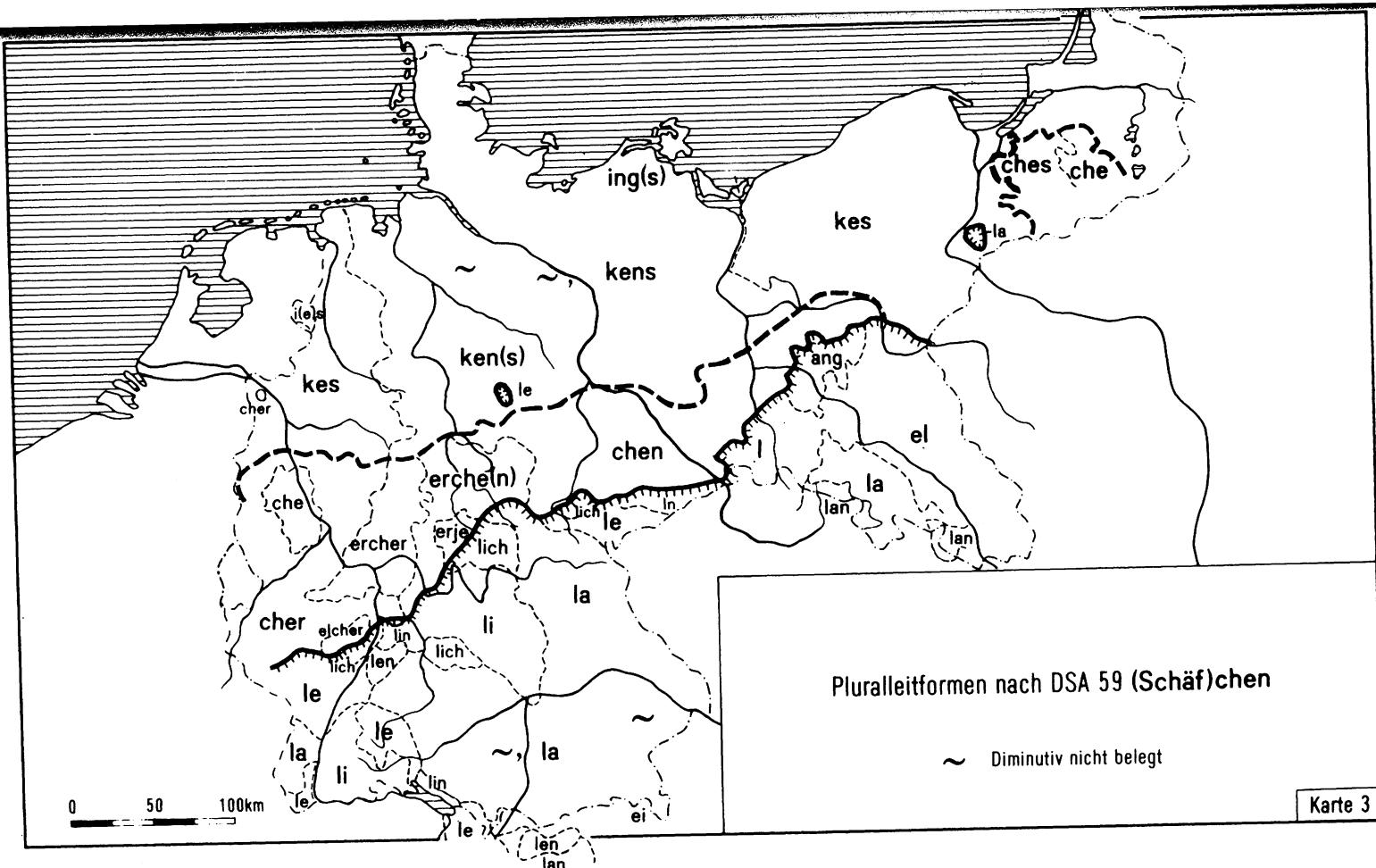
¹ Vom Abendmahl Christi, Bekenntnis; zitiert nach Luthers Werke in Auswahl (1959): Unter Mitwirkung von ALBERT LEITZMANN hg. von OTTO CLEMEN. Bd. 3. Schriften von 1524 bis 1528. 5. Aufl. Berlin S. 352–516, hier S. 367, 37–368, 1: *Aber ich mus hie seines filtzichten / feindseligen deudschen brauchen / welchs yhm doch viel bas gefellet / denn dem storcke sein klappern / wie wol einer schwitzen möcht / ehe ers versteht.*

² Ebenda, S. 368, 20–22. Dazu HEINRICH BACH (1985): Handbuch der Luthersprache. Laut- und formenlehre in Luthers Wittenberger drucken bis 1545. Bd. 2. Druckschwache silben. Konsonantismus. Kopenhagen. § 69.7.

³ Man vergleiche die bei H. BACH (1985) § 69 gesammelten Belege.







-chen und -lein

८

nach oberdeutsche Form *-lin* (vor a. 1519 *-leyn*), bisweilen selbst *-le* oder *-el*, also im ganzen eben das Formeninventar, das auch die Schriften ZWINGLIS aufweisen⁴. Damit sind bereits Grundlinien für die folgenden Überlegungen und Fragen vorgezeichnet. Es wird dabei zunächst um die sprachgeographische Verteilung der verschiedenen Suffixtypen gehen. Dieser Befund ist für die mundartliche Situation des ausgehenden 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts im Material des Deutschen Sprachatlas umfänglich dokumentiert, so daß die Forschungsdiskussion⁵ sich an das hier greifbare Bild angeschlossen hat. Ein kurzer Blick wird sich ferner auf die Übernahme der sprachgeographisch unterschiedlich verteilten Suffixtypen in die überlandschaftliche Schriftsprache richten. Schließlich soll versucht werden, in Auseinandersetzung mit den in der Forschung geäußerten Positionen den mundartlichen Befund in seiner Genese verständlich zu machen.

II.

In GEORG WENKERS Sätzen finden sich acht Wörter mit dem Suffix *-chen*, die unmittelbar Anlaß zur Verwendung mundartlicher Diminutivformen geben konnten, drei Singulare (*Augenblickchen*, *Stückchen*, *Mäuerchen*), vier Plurale (*Apfelbäumchen*, *Äpfelchen*, *Vögelchen*, *Schäfchen*) und das indeklinable Indefinitpronomen *ein bißchen*, das sprachhistorisch als *-chen*-Derivat zu *Bissen* erklärbar ist⁶. Nicht alle diese Belege sind nun gleichermaßen geeignet, für das Diminutivproblem ausgewertet zu werden. Neben den immer wieder diskutierten allgemeinen Fehlerquellen des indirekten Erhebungsverfahrens, von denen bei den vorliegenden Antworten vor allem die Echoformen eine nicht unwichtige Rolle spielen, ist bei

⁴ Beispiele etwa bei WALTER SCHENKER (1977): Die Sprache Huldrych Zwinglis im Kontrast zur Sprache Luthers (Studia Linguistica Germanica. Bd. 14). Berlin/New York. S. 124 mit Text S. 114.

⁵ Eine Zusammenfassung zu Gang und Stand der Forschung bei STEFAN ETTINGER (1980): Form und Funktion in der Wortbildung. Die Diminutiv- und Augmentativmodifikation im Lateinischen, Deutschen und Romanischen (Portugiesisch, Spanisch, Italienisch und Rumänisch). Ein kritischer Forschungsbericht 1900—1975 (Tübinger Beiträge zur Linguistik. Bd. 47). 2. Aufl. Tübingen, hier S. 47–83; ELMAR SEEBOLD (1983): Diminutivformen in den deutschen Dialekten. In: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Hg. von WERNER BESCH, ULRICH KNOOP, WOLFGANG PUTSCHKE, HERBERT ERNST WIEGAND. 2. Halbbd. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Bd. 1.2). Berlin/New York. S. 1250–1255.

⁶ FRIEDRICH KLUGE (1975): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 21. Aufl. Berlin/New York. S. 80. Die Nichtzugehörigkeit von *bißchen* zum „höheren stil“ wird noch im GRIMMSchen Wörterbuch betont (1860: Bd. 2. Sp. 50).

den Beispielen der WENKERSÄTZE die mundartliche Gebräuchlichkeit nicht in jedem Falle gesichert. Für das Beispiel *Augenblickchen* hatte bereits F. WREDE in seiner großen Untersuchung der Sprachatlas-Diminutive konstatiert, es sei „das am wenigsten glückliche“, da es „selten auch nur einigermaßen volkstümlich“ sei⁷. Auch *Mäuerchen* sei „wenig dialektgemäß“. Im Gegensatz zu *Augenblickchen* hat F. WREDE *Mäuerchen* aber in seiner Untersuchung ausgewertet, da die der Vorlage nachkonstruierten Formen insgesamt doch heimische sprachliche Mittel verwendeten. Das Beispiel *Augenblickchen* verweist auf ein weiteres Problem der WENKER-SÄTZE, nämlich auf den regionalen Ursprung dieser Vorlage, die nicht in jedem Fall Übertragung auf das gesamte Sprachareal des Deutschen zuläßt. Für das Gebiet des unteren Niederrheins, WENKERS Herkunftslandschaft, können Formen wie *Ogenbleckske* aber durchaus als volkstümlich bezeichnet werden⁸.

Die Sonderstellung von *bißchen* wird auch von F. WREDE unterstrichen. Gerade aber wegen seiner Isolierung vom Basiswort habe es „viele wertvolle originale Formen aufzuweisen“⁹. Es wird noch zu untersuchen sein, was F. WREDE hier mit „original“ meint. Eine weitere Einschränkung wird erst bei den Einzelbeschreibungen der sprachgeographischen Lage- rung sichtbar, nämlich der wortgeographisch bedingte Ersatz. Im westlichen Mitteldeutschen werden zum Beispiel auch Formen von *wenig* oder *jet* statt *bißchen* verwendet. Ähnliches gilt aber auch für andere Wörter, so wenn im Bairischen weithin *Lämmer*, *Bätzer* und andere Synonyme statt *Schäfchen* erscheinen¹⁰.

Dennoch reicht das Sprachatlasmaterial aus, um ein Bild der sprachgeographischen Verteilung der fraglichen Suffixe im Deutschen zu geben. F. WREDE hat diese Verteilung anhand der Manuskriptkarten im Sprachatlas des deutschen Reichs *Mäuerchen*, *Stückchen*, *bißchen* und *Bäumchen*, *Schäfchen*, *Vögelchen* sehr eingehend beschrieben. Auf diese Beschreibung hat sich die Forschung seither gestützt, und auch den hier vorgetragenen Überlegungen bietet sie die Basis¹¹. Im Deutschen Sprachatlas publiziert wurde im Jahre 1938 nur *Schäfchen*, aufgeteilt auf zwei Karten, je eine für

⁷ FERDINAND WREDE (1908): Die Diminutiva im Deutschen. In: Deutsche Dialektgeographie. Heft 1. Marburg. S. 71–144. Die Zitate auf S. 79.

⁸ JOSEF MÜLLER (Hg.) (1928): Rheinisches Wörterbuch. Bd. 1. Bonn. Sp. 326.

⁹ F. WREDE (1908) (s. Fußn. 7), S. 79.

¹⁰ Ebenda, S. 102, 125 u.ö.

¹¹ Kopien der Manuskriptkarten von GEORG WENKERS Sprachatlas des Deutschen Reichs verdanke ich den freundlichen Bemühungen von Herrn Prof. Dr. REINER HILDEBRANDT (Forschungsinstitut für Deutsche Sprache ‘Deutscher Sprachatlas’ in Marburg), dem ich auch an dieser Stelle sehr herzlich für seine Hilfsbereitschaft danken möchte.

das lexikalische Morphem und eine für das Suffix¹². Damit liegt zumindest einer der Pluraltypen vor, wenn auch die zuvor angesprochenen Probleme zu beachten sind. Auf dem Sprachatlasmaterial beruht anscheinend auch die Kartenskizze *Stückchen*, die TH. FRINGS seiner ‘Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache’ beigegeben hat¹³.

In die Materialgrundlage des Kleinen Deutschen Sprachatlas sind die Diminutivsuffixe nicht eingegangen^{13a}.

Insgesamt lässt sich die folgende Verteilung der Suffixtypen feststellen (Karten 1 bis 3)¹⁴. Der Typ mit Liquid als Kern gilt generell in den Mundarten südlich der *Appel-Apfel-Linie*, also im oberdeutschen Sprachgebiet. Die oberdeutschen Formen zeigen sich auch außerhalb des Altlandes im Süden des Ostmitteldeutschen, im Erzgebirge, im südlichen Obersächsischen, in der Lausitz und in Schlesien. Allerdings verläuft die Grenze zwischen dem Liquidtyp und den nördlichen Formen vor allem bei den Singularen im Westen weiter nördlich der Speyerer Linie, die erst im Odenwald wieder getroffen wird. In Thüringen dagegen herrscht der nördliche Suffixtyp auch südlich der *Appel-Apfel-Linie* im Gebiet um Gotha und Rudolstadt.

Die Binnendifferenzierung der -l-Suffixe¹⁵ kann nach der Position dieses l unternommen werden. In einem westlichen Streifen, der etwa nördlich von Colmar bis an den Odenwald reicht, enden die Suffixe im Singular auf Konsonant, Typ *Stück(e)l*. Ähnliches gilt für den bairisch-österreichischen

¹² Deutscher Sprachatlas auf Grund des von GEORG WENKER begründeten Sprachatlas des Deutschen Reichs, begonnen von FERDINAND WREDE, fortgesetzt von WALTHER MITZKA und BERNHARD MARTIN. 10. Lfg. Marburg 1938. Kt. 58 *Schäf-* und 59 *-chen*.

¹³ THEODOR FRINGS (1957): Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache. 3. Aufl. Halle/Saale. Kt. 9. Ausschnitte auf Grund unpublizierten Sprachatlasmaterials bei FRIEDRICH MAURER (1942): Zur Sprachgeschichte des deutschen Südwestens. In: Oberrheiner, Schwaben, Südalemänner. Räume und Kräfte im geschichtlichen Aufbau des deutschen Südwestens. Hg. von F. MAURER. S. 167–336, hier Kt. 54a (*Bäum*)chen im Südwesten; TH. FRINGS (1956): Sprache und Geschichte. Bd. 2 (Mitteldeutsche Studien. Bd. 17). Halle/Saale, Kt. 8, *bißchen* und (*Bäum*)chen im Rheinland; Bd. 3 (Mitteldeutsche Studien. Bd. 18). Halle/Saale, Kt. 17 (*Stück*)chen im Ostmitteldeutschen.

^{13a} Man vergleiche die Liste der aufgenommenen Einheiten bei WERNER H. VEITH (1982): Der Kleine Deutsche Sprachatlas als Arbeitsmittel (Studien zum Kleinen Deutschen Sprachatlas. Bd. 1). Tübingen. S. 6–8; WERNER H. VEITH/WOLFGANG PUTSCHKE / LUTZ HUMMEL (1984): Kleiner Deutscher Sprachatlas. Bd. 1. Teil 1. Tübingen. S. XV.

¹⁴ Die Übersicht beschränkt sich auf die für den Komplex *-chen/-lein* wichtigen Fälle. Zahlreiche Besonderheiten müssen dabei unberücksichtigt bleiben, etwa Einzelheiten des schweizerdeutschen Befundes; dazu Sprachatlas der deutschen Schweiz (1975); Bd. 3. Formengeographie. Bearbeitet von DORIS HANDSCHUH, RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, RUDOLF TRÜB sowie JÜRGEN BLEIKER, RUDOLF MEYER, ALFRED SUTER. Bern. III 149–158.

¹⁵ Dazu V[IKTOR] M[AKSIMOVIC] SCHIRMUNSKI (1962): Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur. Bd. 25). Berlin. S. 480 ff.

Raum, wo das Suffix häufig in der erweiterten Form *-erl* (*-arl*, *-al* usw.) erscheint. In dem zwischen diesen Gebieten liegenden alemannischen und ostfränkischen Raum endet das Suffix mit Vokalen unterschiedlicher Färbung (*-li*, *-le*, *-la*).

Der nördliche Suffixtyp wird durch einen palatalen Konsonanten als Kern repräsentiert, der südlich der Lautverschiebungslinie als Frikativa notiert wird (Schriftbild *-ch*), nördlich davon als Okklusiva (Schreibung *-k*). Nur im Bereich etwa von Wipperfürth bis zum Drehpunkt des Rheinischen Fächers bei Hilchenbach im Rothaargebirge verläuft diese Grenze nördlich der sonstigen Lautverschiebungsfälle¹⁶. In weiten Bereichen des Niederdeutschen werden freilich kaum Diminutivsuffixe notiert, so im nördlichen Niedersachsen und in Schleswig-Holstein. Ein von den bisher genannten Suffixen verschiedener Typ liegt möglicherweise in Mecklenburg und Vorpommern vor, wo häufig *-ing*- genannt wird¹⁷.

Im Rahmen des so umrissenen Grundgerüstes lassen sich nun zahlreiche Schreibungen beobachten, deren Zuordnung ohne eine nähere Untersuchung schwierig ist, etwa im Falle von kontaminierten Formen in den Grenzbereichen. Weiterhin kann bei gleichen Schreibungen in weit voneinander entfernten Gebieten unterschiedlicher Nachbarschaft erst eine genauere Prüfung über den Status dieser Formen entscheiden, etwa bei *-je* im Raum um Fulda innerhalb des Frikativgebietes gegenüber *-je* um Aurich (nur bei *bißchen* und *Stückchen*) im sonstigen Verschlußlautgebiet. Bei Formen wie *stöckske(n)*, die in einem weiten westniederdeutschen Raum bis etwa zur Weser und dann wieder im südlichen Niederdeutschen östlich der Elbe und in Westpreußen häufiger bezeugt ist, wird man den Grund für das gegenüber den anderen Wörtern singuläre *-s-* im Suffix durch den Auslaut des Basiswortes bedingt sehen, ähnlich wie Formen vom Typ *-elken/-elchen*, die ebenfalls auf dieses Wort beschränkt sind. Eine Bestätigung dieser Vermutung ist mit dem Sprachatlasmaterial allein freilich nicht mehr möglich.

¹⁶ Die Erklärung dieses Befundes von F. WREDE (1908) (s. Fußn. 7), S. 99 f., ist durch WERNER SCHULTE (1941): Die Verkleinerungssilben *-tien*, *-tsien*, *-tier*, *-tsier* um Drolshagen und Olpe im südlichen Sauerlande. In: Zeitschrift für Mundartforschung 17, 158–164, widerlegt worden.

¹⁷ Zur Entstehung vergleiche man die kontroversen Stellungnahmen von AGATHE LASCH (1912): Zur Diminutivbildung in der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart. In: Niederdeutsches Jahrbuch 38, 81–104; HERMANN TEUCHERT (1953): MUDDING ‘Mütterchen’. Die Herkunft des mecklenburgisch-vorpommerschen *-ing*. In: Zeitschrift für Mundartforschung 21, 83–101; WILLY KROGMANN (1970): Altsächsisch und Mittelniederdeutsch. In: Kurzer Grundriß der germanischen Philologie bis 1500. Hg. von LUDWIG ERICH SCHMITT. Bd. 1. Sprachgeschichte. Berlin. S. 211–252, hier S. 244.

Ein kurzer Blick auf die Pluralformen (Karte 3) bestätigt die bei den Singularen beobachtete Verteilung der durch ihre Kernkonsonanten definierbaren Typen sowie das Fehlen des Suffixes in weiten Teilen des Niederdeutschen. Abweichend von der Schriftsprache, wo Singular- und Pluralform morphologisch stets identisch sind, zeigen die Mundartformen unterschiedliche Möglichkeiten, den Numerus durch Flexionszeichen zu markieren: das Westniederdeutsche bis etwa zu einer Linie Aurich – Kassel durch den -s-Plural (östlich davon neben kennzeichenlosem -ken ebenfalls mit -s erweiterte Formen), das Westmitteldeutsche durch den -er-Plural, wobei sich im Westen ein Raum mit -er nach dem Suffixkonsonanten, Typ *Schäfcher*, im Osten ein Gebiet mit -er- vor dem Konsonanten, Typ *Schäferche(n)*, abzeichnet, während in der Mitte zwischen beiden in einem Streifen von der Eder bis nach Bad Kreuznach doppeltes -er- die Leitform bildet, Typ *Schäfercher*. Im Nordteil des Ostmitteldeutschen überwiegt kennzeichenloses -chen. Im Oberdeutschen sind Pluralkennzeichnungen durch konsonantische Erweiterungen generell seltener. In einem rechtsrheinischen Gebiet etwa von Rastatt bis zur Neckarmündung sowie in einem Gebiet nördlich des Bodensees gilt -len, -lin, dessen n auch in Belegen aus der Südschweiz, Tirols und Kärntens zu finden ist. Plurale auf -lich erscheinen inselhaft in der Pfalz um Bergzabern – Landau, an der Kocher, an der Fränkischen Saale nördlich von Schweinfurt, in einem Gebiet östlich von Rudolstadt und in der ostböhmischem/westmährischen Sprachinsel Schönengstgau¹⁸. Ganz vereinzelt (etwa im Raum um Colmar) gilt -ler. Im südpfälzisch-niederelsässischen Gebiet der auf -(e)l endenden Singulare ist der Plural -e möglich (*Schäfel-Schäfle*). Im bairischen Sprachraum erscheinen neben -n-Pluralen (-ln, -erln) immer weniger flexivisch gekennzeichnete Pluralformen. In zahlreichen Fragebögen wird hier im Gegensatz zum Singular ganz auf Diminutive verzichtet¹⁹.

Die Typologie der Diminutivsuffixe in den Mundarten ist somit mit Hilfe des Sprachatlasmaterials insgesamt ausreichend zu dokumentieren, wenngleich sich im Rückblick die Belegsituation bei den Singularen als weniger günstig erweist, da hier außer dem nicht mehr diminutivisch motivierten *bißchen*, das zahlreiche Besonderheiten aufweist, in dem von F. WREDE zugrunde gelegten Material nur *Stückchen* und *Mäuerchen* verfügbar sind, wobei das erste durch den Basiswortauslaut einen besonderen Fall darstellt. In mancher Hinsicht gilt das auch von dem von F. WREDE²⁰ als

¹⁸ Dazu ERNST SCHWARZ (1928): Ostmitteldeutsche sprachprobleme. 2. -lich als mehrzahl von verkleinerungen im Schönengstgau. In: PBB 52, 374–377.

¹⁹ F. WREDE (1908) (s. Fußn. 7), S. 125.

²⁰ Ebenda, S. 79.

„wenig dialektgemäß“ eingestuften *Mäuerchen*, das durch die Mehrsilbigkeit und den Wortausgang *-er* gleichfalls Besonderheiten aufweist. Im westoberdeutschen Raum führt das etwa dazu, daß (auf Grund der im Diphthongierungsgebiet zweisilbigen Basis) das Suffix Nebenton erhält und nicht in der sonst üblichen konsonantisch endenden Form *-(e)l*, sondern ähnlich wie bei anderen mehrsilbigen Basen als *-le* erscheint (Typ *meierlē*)²¹. Vielleicht haben alle diese Gründe mit dazu geführt, daß für die Publikation im Deutschen Sprachatlas nur eine Pluralkarte ausgewählt wurde.

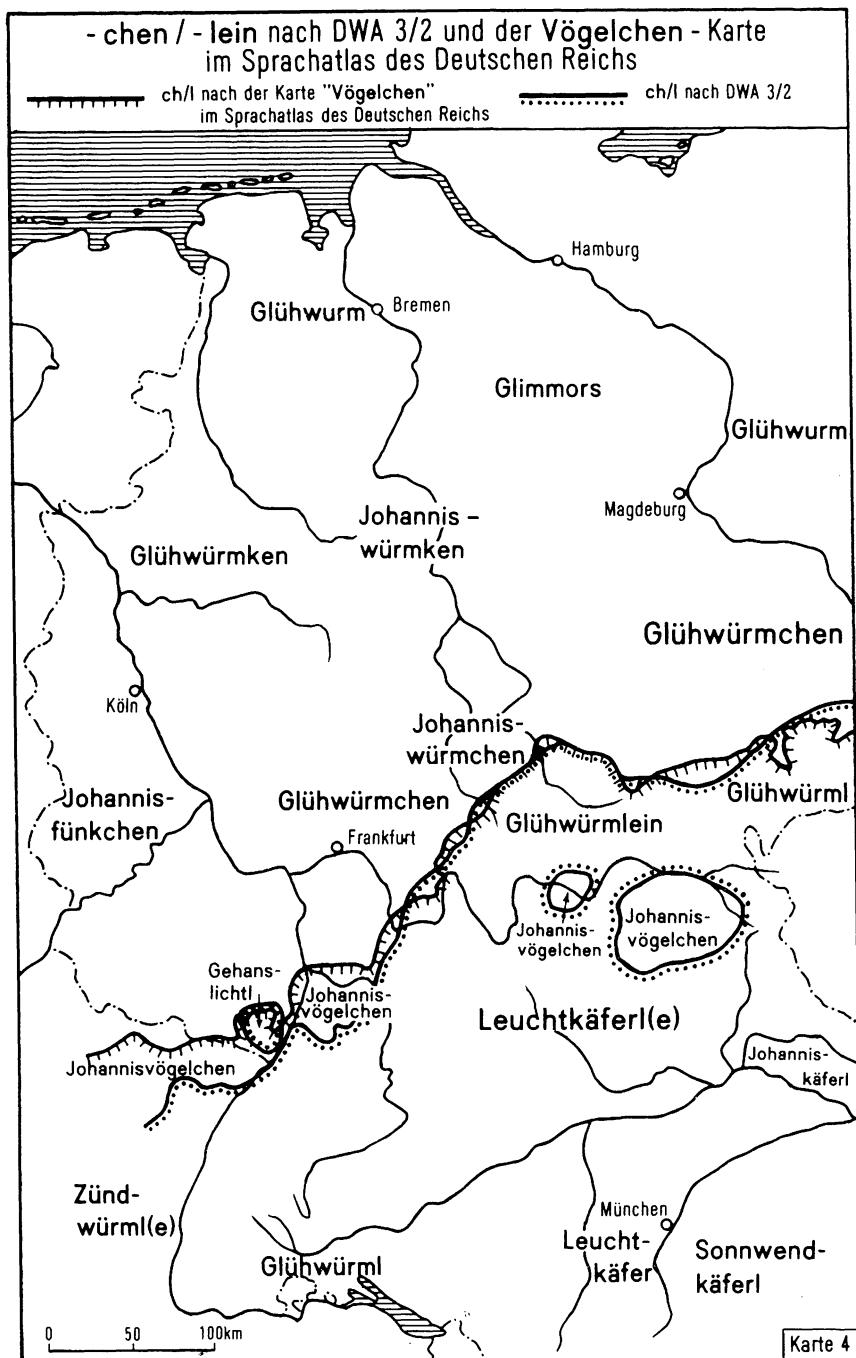
Es bieten sich aber nun noch andere Möglichkeiten, den Sprachatlas-Befund durch weiteres Belegmaterial zu kontrollieren und zum Teil abzusichern. Neben den Detailübersichten der regionalen Spezialuntersuchungen, wie sie in Ortsgrammatiken vorliegen, ist hier besonders auf die großflächigen Informationen zu verweisen, die sich aus dem Deutschen Wortatlas zur hier behandelten Frage der Diminutivsuffix-Typologie gewinnen lassen und die trotz der dieses Werk bestimmenden lexikalischen Fragestellung auch aus manchen der dort mitgeteilten Daten ablesbar sind. Die relativ zahlreichen Diminutivformen, die im Wortatlas verzeichnet sind, bedürfen einer eingehenderen Prüfung. Doch kann etwa die Wortkarte *Lamm (weiblich)* im Wortatlas²² in gewisser Weise als Singular-Pendant zur Pluralkarte im Sprachatlas benutzt werden. Der Linienvorlauf des Gegenstandes mitteldeutsch *-ch-* gegenüber oberdeutsch *-l-* ist zum Beispiel auf beiden Karten annähernd deckungsgleich. Die Abweichungen in den Einzelheiten müssen spezielleren Untersuchungen vorbehalten bleiben, wobei auch der zeitliche Abstand der zugrunde liegenden Erhebungen zu berücksichtigen ist. Weitere der bisher konstatierten Besonderheiten lassen sich gleichfalls auf den Wortatlaskarten beobachten, wie etwa das *-sk*-Suffix des westlichen Niederdeutschen bei Basisauslaut *-k* (zum Beispiel auf den Karten *Maiglöckchen* und *Schneeglöckchen*²³), die Diminutivarmut weiter niederdeutscher Gebiete und anderes, so daß der Sprachatlasbefund sich von hier aus weiter überprüfen und sichern läßt. Andererseits muß beachtet werden, daß Einzelwortbefunde auch erheblich abweichen können. Als Beispiel (Karte 4) sollen hier die Vorkommen von *Johannisvögelchen* auf der *Glühwürmchen*-Karte²⁴ dienen, die sich im Nordelsäß und im Raum Mannheim – Heidelberg südlich der Grenze zu *-chen* anschließen, bei den

²¹ Ebenda, S. 111 f. Kritisch dazu V. M. SCHIRMUNSKI (1962) (s. Fußn. 15), S. 480 f.

²² DWA = WALTHER MITZKA / LUDWIG ERICH SCHMITT (1958): Deutscher Wortatlas Bd. 7. Gießen. Kt. 2.

²³ DWA (1960) Bd. 10. Kt. 9 und 10.

²⁴ DWA (1954) Bd. 3. Nr. 2.



ostfränkischen Inseln nordwestlich von Bamberg und um Bayreuth sogar tief im Bereich des *-l*-Suffixes liegen. Zahlreiche davon abweichende Formen in diesen Gebieten vom Typ *Glühwürml*, *Leuchtkäferl* führen zu der Vermutung, daß die Besonderheiten in diesem Fall mit dem Auslaut des Grundwortes *-vogel* zusammenhängen könnten, dessen Suffigierung durch *-l*- zu undeutlichen Formen führen würde. Dadurch werden die zu Beginn angestellten methodischen Überlegungen zur Auswahl der Stichwörter weiter gestützt.

III.

Der Auslaut des Basiswortes spielt auch bei der heutigen schriftsprachlichen Realisierung der Diminutivsuffixe eine Rolle²⁵. Nach der gegenwärtig gültigen Regelung wird die zum *-l*-Typ gehörige Morphemvariante *-lein* bei Basisauslaut *-l(e)* nicht verwendet (*Seelchen*, *Teilchen*), bei Basisauslaut *-el* in schwachtoniger Stellung wird dieser Auslaut bei *-lein*-Suffix gewöhnlich getilgt (*Spieglein*, *Vöglein*, daneben auch *Vögelein*). Entsprechend tritt *-chen* in der Regel nicht bei auslautenden palatalen und velaren Konsonanten (orthographisch *-g*, *-ch*, *-ng*) auf: *Äuglein*, *Büchlein*, *Zünglein*. Bei diesen Auslauten wird auch das erweiterte Suffix *-elchen* (*Strichelchen*) häufiger benutzt, das in den Darstellungen²⁶ als Übertragung aus Wörtern mit Basisauslaut *-el* (*Stiefelchen*) gilt. Nur sehr vereinzelt und mit spezifischem stilistischen Effekt wird die Pluralbildung mit dem *-er*-Suffix verwendet (*Bilderchen*, *Eierchen*, *Kinderchen*). Bis auf diese primär distributionell bestimmten Regelungen ist die schriftsprachliche Wahl zwischen den beiden Suffixen grundsätzlich frei (lexikalisierte Bildungen wie *Kaninchchen* oder Bedeutungsdifferenzierungen wie *Männchen*: *Männlein* bleiben außer Betracht). Eine Regelung des Gebrauchs durch die Heimat des Autors scheint heute in der Hochsprache nicht mehr zu bestehen, wie H. WELLMANN durch umfangreiche Zählungen festgestellt hat²⁷, wohingegen

²⁵ W[ILHELM] WILMANNS (1899): Deutsche Grammatik. Gotisch, Alt-, Mittel- und Neu-hochdeutsch. Zweite Abteilung: Wortbildung. 2. Aufl. Straßburg. Neudruck 1911. S. 316–324; WALTER HENZEN (1965): Deutsche Wortbildung (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. B. Ergänzungsserie Nr. 5). 3. Aufl. Tübingen. S. 140–152 (mit Berücksichtigung der mundartlichen Verhältnisse); WOLFGANG FLEISCHER (1975): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. 4. Aufl. Tübingen. S. 178–182; HANS WELLMANN (1984): Die Wortbildung. In: Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 4. Aufl. Mannheim/Wien/Zürich. S. 386–501, hier S. 459–461.

²⁶ So etwa bei W. FLEISCHER (1975) (s. Fußn. 25), S. 181.

²⁷ HANS WELLMANN (1975): Das Substantiv. In: Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache (Sprache der Gegenwart. Bd. 32). Düsseldorf. S. 131–135.

W. FLEISCHER bei oberdeutschen Schriftstellern „nicht selten einen starken Anteil von -lein-Bildungen“ konstatiert²⁸. Die Verwendung von -lein außerhalb der zuvor skizzierten euphonischen Regelungen ist heute gewöhnlich mit bestimmten stilistischen Wirkungen verbunden. Sie verweist auf eine Stilebene ‘gehoben, altertümelnd’ und hat nicht selten Zitatcharakter, der auf den Bereich Bibel, Volkslied, Märchen führt (*Kindlein, Röslein, Geißlein*)²⁹. Ansonsten ist heute -chen das überwiegend verwendete Suffix.

Der Befund führt zur Frage des Verhältnisses von schriftsprachlichen und mundartlichen Gegebenheiten bei den Diminutivsuffixen. Damit wird aber zugleich auch schon ein Schritt von der reinen Bestandsaufnahme hin zur Erklärung des historischen Verhältnisses beider Ebenen unternommen. Die gegenwärtig herrschende -chen-Form ohne flexivisch markierten Plural ist der im ostmitteldeutschen Raum beheimatete Typ. Die heutige Geltung der -chen-Form verweist auch auf die Rolle dieses Raumes in der Geschichte der Entstehung der neuhighochdeutschen Schriftsprache. Doch hat sich -chen erst relativ spät in der heutigen Geltung stabilisiert³⁰. Noch der Norddeutsche SCHOTTEL lässt in der Mitte des 17. Jahrhunderts nur -lein als literatursprachlich zu³¹. Dagegen ist für KLOPSTOCK am Ende des 18. Jahrhunderts die „Anmuth“ dieses „jetzt ... wieder eingeführt[en] ... oder wohl gar vorgezogen[en]“ Suffixes schon „ein wenig altväterisch“³².

Die Form -lein erscheint in dieser Form in keiner der Mundarten. Sie zeigen fast sämtlich entweder den -l-Typ ohne auslautendes -n oder den Vokal in undiphthongierter Form. Einzig die -lan-Belege am Südrand des Sprachgebietes (Tirol, Kärnten, Nordmähren) können als mundartliche Äquivalente von -lein angesprochen werden. Die zähe Beharrlichkeit der Form -lin/-lein, die sich bereits in frühneuhochdeutscher Zeit auch in Räumen zeigt, wo sie mundartlich nicht heimisch ist³³, erklärt sich somit möglicherweise aus der Fortwirkung der Sprache der hochmittelalterlichen Dichtung, in der -lin herrschte. Die literatursprachliche Geltung dieses

²⁸ W. FLEISCHER (1975) (s. Fußn. 25), S. 179.

²⁹ H. WELLMANN (1975) (s. Fußn. 27), S. 132.

³⁰ Dazu EMIL ÖHmann (1972): Suffixstudien. VIII. Die deutschen Diminutivsuffixe -lein und -chen. In: Neuphilologische Mitteilungen 72, 555–565 (mit weiterer Literatur und Quellenbelegen).

³¹ Ebenda, S. 558 f. (mit den Nachweisen).

³² Grammatische Gespräche (1794). Erste Abteilung. Viertes Gespräch. Klopstocks sämmtliche Werke (1855): Bd. 9. Sprachwissenschaftliche Schriften. Leipzig. S. 119; E. ÖHmann (1972) (s. Fußn. 30), S. 556.

³³ HUGO STOPP (1978): Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Beiträge zur Laut- und Formenlehre. Hg. von HUGO MOSER und HUGO STOPP. Bd. 1. 3. Teil: Vokalismus der Nebensilben III (Germanische Bibliothek. Erste Reihe). Heidelberg. S. 118–152 (mit ausführlicher Dokumentation der Verhältnisse in den unterschiedlichen Gebieten).

Suffixtyps lässt sich auch der unterschiedlichen Verteilung in den Textgattungen des mittel- und niederdeutschen Raumes der frühen Neuzeit entnehmen: Während der *-chen* (*-ken*)-Typ in Geschäftssprache und Sachprosa ausgiebig verwendet wurde, zeigen religiöse Texte und solche mit literarischem Anspruch häufig *-lin/-lein*, das damit schon frühzeitig als ein ausgesprochen literatursprachiges Suffix gelten kann. Das mag auch die Wahl LUTHERS und seiner Drucker beeinflusst haben, ebenso wie die der Kanzleien in Sachsen³⁴. Das Verhalten der LUTHERSchriften trägt in der Folgezeit zur Stabilität dieses Suffixes mit bei, und auch bei der späteren Neuaufnahme zur Zeit des Sturm und Drang oder der Romantik wurde es als Zeichen einer kräftigeren, edleren Sprache aus Bibel, Volkslied und älterer Poesie gewertet³⁵. Zu dieser Zeit aber hatte sich *-chen* in der Schriftlichkeit bereits weitgehend durchgesetzt, bemerkenswerterweise eine ostmitteldeutsche Form, die gegen den Gebrauch der LUTHERdrucke durchdringt.

IV.

Die ältere sprachgeschichtliche Entwicklung der deutschen Diminutivsuffixe hatte F. WREDE aus der Gestalt und Lagerung der mundartlichen Formen herzuleiten versucht. Neben der Beschreibung der Verbreitungsgebiete steht bei ihm denn auch stets eine sprachhistorische Analyse der jeweils behandelten Varianten. Deshalb ist ihm auch das isolierte *bißchen* besonders wichtig, weil er hier am ehesten mit der Bewahrung älterer Formen rechnen kann. Besondere Bedeutung mißt er den Formen bei, die als Palatalisierungsprodukte deutbar sind, also dem friesischen *bitje*, niederrheinisch *betje*, aber auch der *-sk*-Variante (*stöckske*) des Westniederdeutschen, die alle im Westen sich in den niederländischen Mundarten

³⁴ GERHARD KETTMANN (1969): Die kursächsische Kanzleisprache zwischen 1486 und 1546. Studien zum Aufbau und zur Entwicklung (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur. Bd. 34. Reihe B. Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen). 2. Aufl. Berlin. S. 147f.; WOLFGANG FLEISCHER (1970): Untersuchungen zur Geschäftssprache des 16. Jahrhunderts in Dresden (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für Sprache und Literatur. Bd. 37. Reihe B. Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen). Berlin. S. 177 f.

³⁵ HEINRICH PFENNIG (1904): Das Deminutivum bei Schiller und seinen Zeitgenossen. Phil. Diss. Marburg; HERMANN PAUL (1920): Deutsche Grammatik. Bd. 5. Wortbildungslehre. Halle/Saale. S. 50.

fortsetzen, und anderem mehr³⁶. Die Deutung dieser Formen steht im Zusammenhang mit F. WREDES Ingwänismustheorie, also der Auffassung einer ursprünglich viel größeren Reichweite von sprachlichen Besonderheiten, die in den neuzeitlichen Mundarten des Nordseeküstenbereichs auftreten und deren Zurückdrängung von Süden her die zweigeteilte Grundstruktur der deutschen Sprachlandschaft bestimmend mitgeprägt habe: „Dass dieser ingwänische Beitrag grade bei den Diminutiven zu holen war, hängt mit ihrer isolierten Stellung, zumal im Niederdeutschen, zusammen und ihrer Herkunft von den nicht minder conservativen Nomina propria, die auch sonst bisher die wichtigsten und zahlreichsten Stützen für jene ingwänische Hypothese geliefert haben“³⁷. Damit sind zwei weitere Punkte angesprochen, die als grundlegende Ergebnisse der Diminutivuntersuchungen F. WREDES gelten können und in dieser (zum Teil etwas modifizierten) Form seitdem die Aussagen der Handbücher zur Geschichte der Diminutive beherrschen: 1. „Das ... mittlere Niederdeutsch ist im allgemeinen diminutivlos oder mindestens diminutivarm“³⁸, und diese Verhältnisse weisen auf den älteren Zustand, „dass dem Germanischen und Deutschen die Diminutiva einst gefehlt haben, dass sie erst der mittelhochdeutschen Literatursprache geläufig werden und dass sie damit auch süddeutschen Dialekten geläufig geworden sein müssen, dass mithin das Abflauen der Diminution auf der heutigen Sprachkarte nach Norden hin und ihr schließlich Fehlen in norddeutschen Gebieten ein letzter Reflex altdeutscher und altgermanischer Verhältnisse ist“³⁹; 2. „die Appellativa diminutiva des Deutschen haben ihren Ursprung bei den Eigennamen [Sperrung im Original], den Personennamen; sie sind von Hause aus Koseformen, von Appellativen gebildet nach dem Muster der Kosenamen“⁴⁰. Im folgenden wird zu prüfen sein, inwieweit sich diese beiden Hauptthesen am Material bestätigen oder widerlegen lassen.

Die These von der Diminutivarmut des Niederdeutschen, die in der Forschungsdiskussion sehr leicht mit Diminutivlosigkeit gleichgesetzt

³⁶ F. WREDE (1908) (s. Fußn. 7), S. 81 f., 86 f. und passim. Zusammenfassung des Befundes in den niederländischen Mundarten bei WILLEM PEE (1936–1938): *Dialectgeographie der Nederlandsche Diminutiva. Deel [I–]II* (Koninklijke Vlaamsche Academie voor Taal- en Letterkunde. Reeks VI, nr. 58). Tongern. – Zum Forschungsstand A[NTONIUS] WEIJNEN (1966): *Nederlandse dialectkunde (Studia theodisca [6])*. 2. Aufl. Assen. S. 334 f.; A[DOLPHE] VAN LOEY (1970): *Schönfelds historische grammatica van het Nederlands*. 8. Aufl. Zutphen. S. 225–233, 320 f.

³⁷ F. WREDE (1908) (s. Fußn. 7), S. 88.

³⁸ Ebenda, S. 90.

³⁹ Ebenda, S. 131.

⁴⁰ Ebenda, S. 132.

worden ist, ist bereits von D. HOFMANN, ausgehend von nordfriesischem Mundartmaterial des 19. Jahrhunderts, entscheidend erschüttert worden⁴¹. Er kann zeigen, daß der Befund der Sprachatlaskarten hier erst ein relativ junges Entwicklungsstadium darstellt, daß mundartnahe Schriftzeugnisse aus dem heute diminutivarmen Raum schon des 18. Jahrhunderts ein ganz anderes Bild vermitteln⁴². Besonders wichtig ist jedoch das sprachstrukturelle Argument, mit dem D. HOFMANN entscheidend über die älteren Ansätze hinausführt, bei denen diese Seite des Problems kaum genügend beachtet worden ist. Der heutige Zustand zeigt Suffix *-che(n)*, usw. / *-li(n)*, *-l(e)* usw. mit einheitlich neutralem Genus, unabhängig vom Genus des Basiswortes. Das gilt für das Deutsche wie für das Niederländische und Westfriesische. Dieses Einheitsgenus scheint mit der Erweiterung des ursprünglichen *-k-* oder *-l-* Suffixes zusammenzuhängen. Bei den älteren, einfachen *-k-* und *-l-* Suffixen richtete sich das Genus der Derivation nach dem Genus des Basiswortes, wie die ältesten Belege für diminutive Verwendung im Gotischen *magula* sw. M. (: *magus*), *barnilō* sw. N. (: *barn*), *mawilō* sw. F. (: *mawi*) gut zeigen. Zeugnisse dieses dreigeschlechtigen Diminutivsystems finden sich nun auch für die *k*-Suffixe im Friesischen und Niederdeutschen, wodurch die Bodenständigkeit dieser Bildungsweise auch in alter Zeit unterstrichen wird⁴³.

Es ist somit bei Einbeziehung der Forschungsergebnisse D. HOFMANNS zwischen mehreren Problemen zu unterscheiden. Erstens stellt sich die Frage nach dem Vorkommen von Diminutivsuffixen überhaupt, wobei dann die Frage nach dem verwendeten Typ (also *-k-* oder *-l-* Suffix oder beide) und nach der Textsorte und der Sprachsituation ihrer Verwendung eine wichtige Rolle spielt. Diese Frage ist nach den bisherigen Forschungen schon insoweit zu beantworten, daß Diminutivsuffixe in allen germanischen Sprachen heimisch gewesen sind, und zwar offenbar auch in beiden Varianten, der mit *-k-* und der mit *-l-*. Ungeklärt und bei der Quellenlage wohl auch nur begrenzt klarbar ist die Frage nach der Sprachsituation, in der Diminutive verwendet wurden. Die auffällige Zurückhaltung eines Autors in althochdeutscher Zeit wie NOTKER⁴⁴, der in einer heute diminutivreichen Sprachregion wirkte, muß sicher auch im Zusammenhang von

⁴¹ DIETRICH HOFMANN (1961): Die k-Diminutiva im Nordfriesischen und in verwandten Sprachen (Niederdeutsche Studien. Bd. 7). Köln / Graz.

⁴² Ebenda, S. 61 ff.

⁴³ Ebenda, S. 78–93.

⁴⁴ ALBERT POLZIN (1901): Studien zur Geschichte des Deminutivums im Deutschen (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Bd. 88). Straßburg. S. 26 f.

Überlegungen behandelt werden, inwieweit Diminutivgebrauch zur Zeit NOTKERS in der Schriftsprache und Schulsprache als angemessen gelten konnte⁴⁵. Anderes, später zu Erörterndes kommt wohl noch hinzu.

Von alledem ist aber, zweitens, die Frage nach dem Auftreten der sprachhistorisch als kombinierte Suffixe anzusehenden *-chen* < *-ikīn-* und *-lein* < *-ilīn-* Formen sorgfältig zu unterscheiden. Dabei besteht nun das Problem, daß der mundartliche Befund auf Grund der herrschenden Auslautgesetze, im vorliegenden Fall insbesondere des weitreichenden Ausfalls von *n* im absoluten Auslaut, nicht immer klare Zuweisungen ermöglicht. Allerdings zeigt sich gerade bei manchen mundartlichen Pluralformen durch Besonderheiten der Vokalentwicklung im Auslaut, daß hier ursprünglich gedeckter Auslaut mit nachfolgender Flexionsendung vorlag. Die sehr viel weitere Verbreitung von *-li* in Fällen mit ungedecktem Auslaut gegenüber *-lin* bei nachfolgendem Flexionszeichen lässt sich jetzt an den im Historischen Südwestdeutschen Sprachatlas gesammelten Schreibungen sehr gut erkennen, wenn hier auch, materialbedingt, Pluralkarten fehlen⁴⁶.

Die in dem zu Beginn zitierten LUTHERWORT angeführten *-el*-Derivate, mit denen LUTHER die Sprache ZWINGLIS zu karikieren sucht, sind solche aus *-lin* entwickelten Mundartformen, die dem Wittenberger Reformator wohl aus persönlicher Bekanntschaft mit oberdeutscher Sprache aufgefallen und ihm als besonders kennzeichnend für das *filtzichte* Wesen dieses Sprechens vorgekommen sein mochten. Daß darin aber Weiterentwicklungen des in seinen wie in ZWINGLIS Drucken als schriftsprachlich verwendeten *-lin* vorliegen, wird ihm, wenn er es denn wußte, nicht von Bedeutung gewesen sein.

Andererseits erschwert die literatursprachliche Geltung des mittelhochdeutschen *-lin* in besonderer Weise eine klare Differenzierung der mundartlichen Geltungsbereiche von *-chen* und *-lein* in der älteren Zeit, wenngleich hier in vielem wohl doch über die Ergebnisse der Arbeiten von A. POLZIN⁴⁷ und F. HASTENPFLUG⁴⁸ hinauszugelangen sein dürfte. Dazu kommt, daß in die Sprache des höfischen Rittertums auch vereinzelt Wörter der mittelniederländischen Literatursprache eingedrungen sind, wie

⁴⁵ Darauf weist etwa W. WILMANNS (1904): Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 29, 180 f., in seiner Besprechung der Arbeit A. POLZINS hin.

⁴⁶ WOLFGANG KLEIBER / KONRAD KUNZE / HEINRICH LÖFFLER (1979): Historischer Südwestdeutscher Sprachatlas. Aufgrund von Urbaren des 13. bis 15. Jahrhunderts (Bibliotheca Germanica, Bd. 22). Bd. 2. Bern/München. Kt. 120–124.

⁴⁷ S. Fußn. 44.

⁴⁸ FRITZ HASTENPFLUG (1914): Das Diminutiv in der deutschen Originalliteratur des 12. und 13. Jahrhunderts. Phil. Diss. Marburg.

WOLFRAMS *pardrisekîn* ‘Rebhühnchen’⁴⁹ oder GOTFRIDS (*lôr)schapelekîn ‘Kränzlein’⁵⁰, die auch der vielzitierten Stelle im ‘Helmbrecht’ ihr besonderes Gepräge geben, in der der Heimkehrer seine Weltläufigkeit durch die flämelnde Sprachmode kundtut: *liebe [soete] kindekin . . . waz s[n]ackent ir geburekîn*⁵¹. Hier wird der Gegensatz der Diminutivformen wohl erstmalig sprachcharakterisierend verwendet.*

Eine zutreffende Beurteilung der Entwicklungsgeschichte der beiden Suffixe, als deren Ergebnis die neuzeitliche sprachgeographische Lage gelten kann, scheint angesichts der erörterten Bedingungen kaum möglich. Die Aussagen in der Literatur sind in diesem Punkte denn auch eher spärlich, falls man nicht wie TH. FRINGS den rezenten Befund entschlossen als Widerspiegelung „uralter Verschiedenheiten“⁵² sieht. Tatsächlich ist es jedoch möglich, die Geltung der Diminutivsuffixe bis in die germanischen Einzelsprachen zur Zeit der Spätantike zurückzuverfolgen und dokumentarisch zu belegen. Erstaunlicherweise ist diese Möglichkeit in der reichen Literatur zu den Diminutiven noch niemals systematisch genutzt worden, obwohl sich manche Entwicklungszüge dabei gut erkennen lassen. Gemeint sind hier die Informationen, die sich aus der genaueren Analyse des Personennamenmaterials gewinnen lassen.

V.

Die Parallele der Eigennamen war bereits bei F. WREDE in der Argumentation genutzt worden. Ihm kam es dabei darauf an, die These A. POLZINS von der im einheimischen Sprachgebrauch nicht verwurzelten Natur der Diminutive, die erst durch den Einfluß des Lateinischen zu weiterer Geltung gelangt seien, zu widerlegen. Demgegenüber betont F. WREDE zu Recht unter Hinweis auf die Namen die bodenständige Geltung der Diminutivsuffixe und folgert nun umgekehrt daraus eine Übertragung auf die Appellative⁵³. Auch andere Autoren (übrigens auch A. POLZIN⁵⁴ selbst) haben sporadisch Namenmaterial illustrierend hinzugezogen, ohne aber den sprachhistorischen und den sprachgeographischen Aussagegehalt dieser Quelle wirklich zu erkennen.

⁴⁹ Parzival 131,28 (Überlieferungsvarianten: *rephuonlin* und semantisch abweichende *-lin*-Bildungen).

⁵⁰ Tristan 676 (Überlieferungsvarianten *scheppelin*, *schappelin*), 11136; 4640 (Varianten mit *-l*-Suffix).

⁵¹ Vers 747 (in B *kindelein*); 764.

⁵² TH. FRINGS (1957) (s. Fußn. 13), S. 52.

⁵³ F. WREDE (1908) (s. Fußn. 7), S. 132 ff.

⁵⁴ A. POLZIN (s. Fußn. 44), S. 6 f.

Das germanische Personennamenmaterial etwa bis zum 6. Jahrhundert zeigt ganz deutlich das einfache *-l*-Suffix neben dem *-k*-Suffix als Bildungsmittel für gewöhnlich schwach flektierte Kurzformen. Die Belege für *-l*-sind deutlich in der Überzahl, was an der starken Vertretung gotischer Personennamen in den Quellen liegen mag, bei denen das *-l*-Suffix eines der beliebtesten Kurzformensuffixe gewesen zu sein scheint (Beispiele ostgot. *Brandila*, westgot. *Chintila*, gepid. *Thrafstila*, weiterhin auch wgerm. *Agilo*, sweb. *Bissula*, *Ricila* [Spanien])⁵⁵. Doch zeigt sich auch das *-k*-Suffix etwa in ostgot. *Gevica*, westgot. *Adica*, wand. *Hildica* wie in sweb. *Audeca* und wgerm. *Alico*⁵⁶. Erst am Ende des Zeitraums, im 6. Jahrhundert, erscheinen mit dem alemannischen Herzog *Buccelenus/Butilinus* und der Burgunderin *Audolena*⁵⁷ die ersten Formen mit kombinierten Suffixen. Das *-lin*-Suffix wird somit nicht wesentlich älter als die Jahrtausendmitte sein, wenngleich die spärliche Überlieferung fränkischer Namen vor diesem Termin zur Vorsicht mahnt. Die Überlieferung des merowingischen Frankenreichs bietet dann in zum Teil vorzüglicher Bezeugung (Originalurkunden, Münzmeisternamen) eine wachsende Anzahl von *-lin*-Belegen (mit variierendem Bindevokal und vielfach in der romanisierten Schreibung *-lenus*⁵⁸). Belege mit dem kombinierten *-k*-Suffix *-kin-* fehlen jedoch bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen zu Beginn des 8. Jahrhunderts⁵⁹ noch

⁵⁵ Nachweise bei M[ORIZ] SCHÖNFELD (1911): Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen. Nachdruck Darmstadt 1965. S. 53, 138 (284), 237, 4, 51, 189.

⁵⁶ Ebenda, S. 107, 2, 136, 36, 13. Übersicht über die westgotischen *-k*- und *-l*-Suffixe bei JOSEPH M[ARIA] PIEL / DIETER KREMER (1976): Hispano-gotisches Namenbuch. Der Niederschlag des Westgotischen in den alten und heutigen Personen- und Ortsnamen der Iberischen Halbinsel. Heidelberg. S. 333 ff.

⁵⁷ M. SCHÖNFELD (1911) (s. Fußn. 55), S. 54, 59, 37. Zum ersten Namen zuletzt NORBERT WAGNER (1977): Butilin und die zweite Lautverschiebung. In: Sprachwissenschaft 2, 338–348.

⁵⁸ Beispiele aus der Reihe der von CHRISTOPHER WELLS (1973): An orthographic approach to early Frankish personal names. In: Transactions of the Philological Society 1972, 101–164, gesammelten Personennamen aus merowingischen Originalurkunden: *Beppoleno*, *Chrodoleno*, *Ermeleno*, *Chramlinus*, *Buccelenus*, *Sigoleno*. Sehr häufig auch bei den merowingischen Monetaren: M. PROU (1896): Les monnaies mérovingiennes. Paris. Nachdruck Graz 1969. Nr. 894 *VVandelino* ~ *VVandeleno*; Nr. 1007, 1010 *Landelino*; Nr. 1750 *Leudelinus*; Nr. 2426 f. *Teodelino*, Nr. 2450 *Teuddolen* usw.

⁵⁹ Hierher wohl der *Leodechinus* in der Urkunde der Ingoara für St. Peter/Sens, 711 X 21, J[EAN] M[ARIE] PARDESSUS (1843): Diplomata chartae, epistolae, leges, aliaque instrumenta ad res gallo-francicas spectantia. Bd. 2. Paris. Nr. 480 (kopial); vermutlich auch *Alochiñ* in den Verzeichnissen aus St. Martin/Tours: ALBERT BRUCKNER / ROBERT MARICHAL (Hg.) (1985): Chartae latinae antiquiores. Facsimile-edition of latin charters prior to the ninth century. Part XVIII. France VI. Dietikon/Zürich. Nr. 659, XXI col. b, 3. – Der Beleg *Lobicino* (ein forestarius im Forêt de Rouvray) in einem Original Chilperichs II. für St. Denis, 717 II 28, A. BRUCKNER / R. MARICHAL (Hg.) (1982): Chartae latinae antiquiores. Part XIV. France II. Nr. 593, trägt vermutlich einen romanischen Namen (zu *lupus*), der

völlig. Aus diesem Befund kann wohl gefolgert werden, daß das *-lin*-Suffix zwar jünger als die einfachen *-l*- und *-k*-Suffixe ist, jedoch älter zu sein scheint als das Suffix *-kin*-, das vermutlich erst nach dem *-lin*-Muster und vielleicht auch nach dem Vorbild lateinischer Namen vom Typ *Ursicinus* geformt wurde. Die sprachgeographische Beschränkung des *-lin*-Typus auf den oberdeutschen Raum ist aber offensichtlich eine Erscheinung, die erst sehr viel später eingetreten sein kann.

Bemerkt sei noch, daß auch die Appellative auf *-lin*- schon für die merowingische Zeit nachzuweisen sind. Bereits in den ältesten Handschriften des Salischen Gesetzes taucht in den malbergischen Glossen als salfränkischer Rechtsbegriff für eine Gans die Form *sundolino*⁶⁰ auf, offenbar eine *-lin*-Ableitung zu dem in ae. an. *sund* 'das Schwimmen' vorliegenden Verbalsubstantiv⁶¹ ('der Schwimmer'), dem sich eine andere, nur in einem Teil der Überlieferung bewahrte Tierbezeichnung *socelino* (C 6, K: *sucelin*) 'Falke' ('der Suchende, Aufspürende')⁶² zur Seite stellen läßt. Beide gehören zum Typus der Tierbezeichnungen mit Diminutivsuffix wie ahd. *hermelin*. Ausgangspunkt ist hier die Bezeichnung von Tierjungen mittels Zugehörigkeitssuffix *-in*⁶³, die vielleicht den sprachhistorischen Ursprung der Verwendung von *-in*- als Diminutivsuffix darstellt.

Für die Geschichte und Verbreitung des *-kin*-Suffixes gibt das Personennamenmaterial gleichfalls sehr aufschlußreiche Informationen, die ein überraschend eindeutiges Bild zu zeichnen erlauben (Karte 5). Eine ständig wachsende Zahl von Kurznamen mit diesem Suffix findet sich bereits ab der Mitte des 9. Jahrhunderts im niederfränkischen Raum (in kopial überlieferten Traditionen der Abtei Sithiu/St. Bertin⁶⁴) und etwa ab der Mitte des 10. Jahrhunderts in niederfränkischer und ribuarischer Originalüberlieferung, zuerst wohl im Liber Traditionum von St. Peter/Gent von a. 941

auch sonst gelegentlich belegt ist: HORST EBLING (1974): Prosopographie der Amtsträger des Merowingerreiches von Clothar II. (613) bis Karl Martell (714) (Beihete der Francia. Bd. 2). München. S. 184 f.

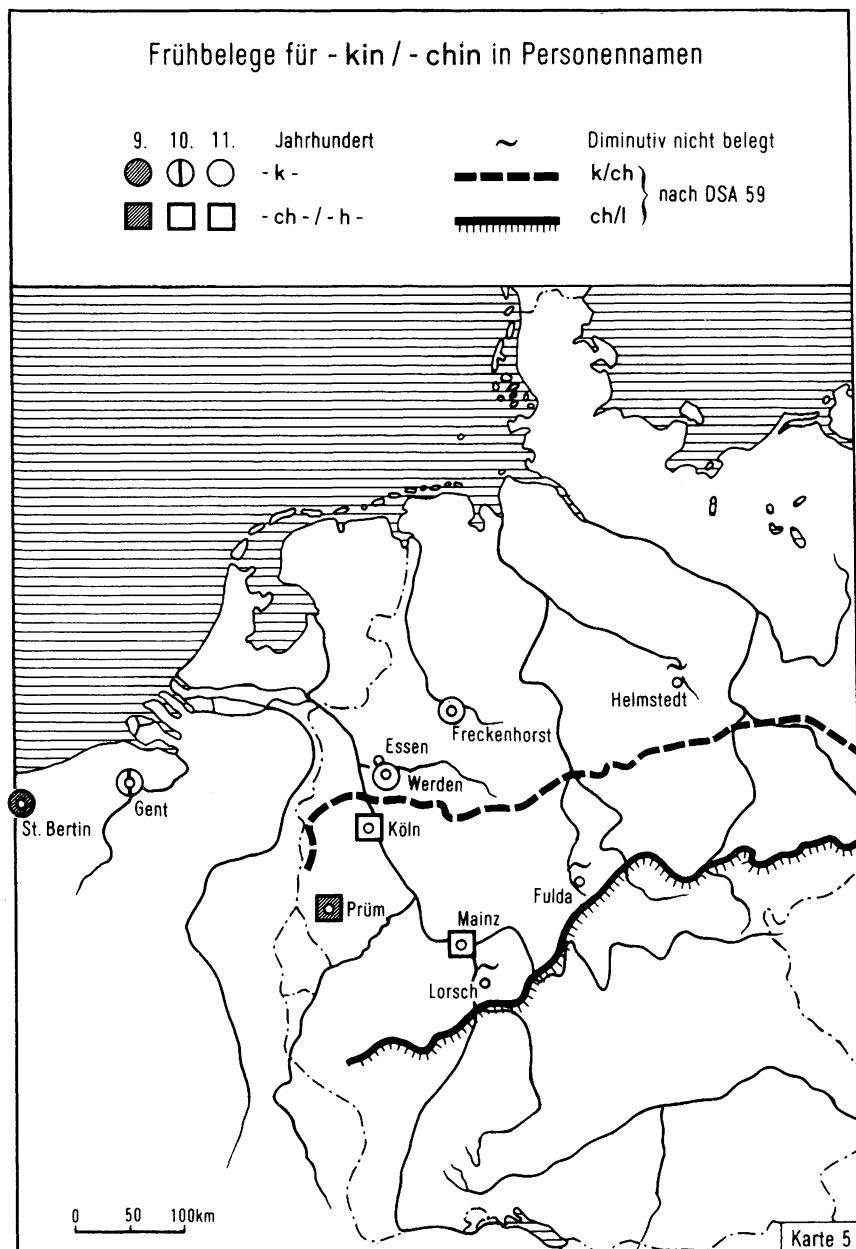
⁶⁰ KARL AUGUST ECKHARDT (Hg.) (1962): *Pactus legis Salicae* (Monumenta Germaniae historica. Legum sectio I. Bd. 4,1). Hannover. Titel 7,8; 8,1. Zu den Glossierungen zuletzt Arbeitsgruppe unter Leitung von AREND QUAK (1983): Zu den salfränkischen Tierbezeichnungen. In: Amsterdamer Beiträge zur Älteren Germanistik 19, 7–66, hier S. 54 f. und 56 f.

⁶¹ WOLFGANG MEID (1967): HANS KRAHE / WOLFGANG MEID, Germanische Sprachwissenschaft. Bd. 3. Wortbildungslehre. Berlin. S. 143.

⁶² K. A. ECKHARDT (1962) (s. Fußn. 60), Titel 7,4.

⁶³ W. MEID (1967) (s. Fußn. 61), S. 112 f.

⁶⁴ Bewahrt in Abschriften (ab dem 12. Jahrhundert) von FOLKWINS *Gesta abbatum S. Bertini* (a. 961) mit offenbar modernisiertem Vokalismus: *Vuijken* (a. 853); *Radeken*, *Hadden* (a. 844–864), M[AURITS] GYSELUM/ A[NTON] C[ARL] F[REDERIK] KOCH (1950): *Diplomata Belgica ante annum millesimum centesimum scripta*. Bd. 1 (Bouwstoffen en studien voor de geschiedenis en de lexicografie van het Nederlands. Bd. 1). Brüssel. S. 55, 61, 63.



Vuiuechin bei den Angehörigen der familia des Klosters⁶⁵ und a. 941 in einem Original Erzbischof WICHFRIDS von Köln für St. Cäcilien im Namen des Hörigen *uualdichin* bei Rondorf⁶⁶. Der Blick auf den benachbarten sächsischen Raum, in dem das *-kīn*-Suffix später ebenfalls heimisch ist, bestätigt den Befund. Vor dem Jahre 1000 kommen überhaupt keine *-kīn*-Bildungen vor. Bezeichnend ist das Namenbild der Werdener Urbare. Im ältesten Urbar A, das gegen Ende des 9. Jahrhunderts begonnen wurde, erscheinen gar keine *-kīn*-Namen, jedoch viele Kurzformen mit einfacherem *-k-* und *-l-*Suffix. Erst auf dem letzten Blatt der Handschrift, schon von einer Hand um das Jahr 1000, ist eine Fülle von *-ikīn*-Namens zu finden (*Azikin*, *Bettikin*, *Hiddikin*, *Modrikin*, *Liudikin* usw.⁶⁷), bezeichnenderweise für Besitzungen im Rheindelta, also weit außerhalb des sächsischen Sprachgebiets. Die zweite, um das Jahr 1000 begonnene und bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts fortgeführte Urbarialhandschrift B⁶⁸ bestätigt diesen Befund insofern, als sie nun eine Fülle von *-ikīn*-Kurzformen enthält, die aber ausschließlich in den westfälischen Besitzungen des Klosters bezeugt sind, während der ostsächsische Teil um Helmstedt und die friesischen Besitzungen noch gänzlich frei von solchen Zeugnissen sind. Auch das Heberregister des westfälischen Freckenhorst⁶⁹ aus dem 11. Jahrhunderts zeigt viele *-ikīn*-Namen (neben solchen mit *-ilīn*-Suffix). Dieser Befund ist wohl kaum anders zu verstehen, als daß die *-ikīn*-/*-ichīn*-Bildungen sich nach westlichem, fränkischem Vorbild allmählich seit dem 11. Jahrhundert im sächsischen Raum verbreiten, am stärksten offenbar zunächst in Westfalen. Das Auftreten von *scipikin* neben *scipilin* in den angeblich

⁶⁵ M. GYSELING/A. C. F. KOCH (1950), S. 138; zur Schreibung *(ch)* für /k/ J[OSEPH] MANSION (1924): Oud-Gentsche naamkunde. Bijdrage tot de kennis van het Oud-Nederland. 's-Gravenhage. S. 138. Die Graphie *(k)* ist in Gent gleichfalls belegt: *Onekinus* a. 988, scheinbares (?) Original; *Boykinus* a. 1029–1031, scheinbares Original; *Adalkinus* a. 1034–1058 (Original) u. ö. (M. GYSELING/A. C. F. KOCH, S. 177, 192, 204). – Schreibung *(ch)* zeigt auch das als Beiname verwendete *bruoderchin* 'fraterculus' in FOLKWINS Gesta abbatum Lobbiensium (kopial in Handschriften ab dem 16. Jahrhundert, Monumenta Germaniae historica, Scriptores Bd. 4, Hannover 1841, S. 62; J. MANSION [1924], S. 199), das von F. J. WORSTBROCK (1980): Folkwin von Lobbes (Laubach). In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Bd. 2. 2. Aufl. Berlin/New York. Sp. 764–767, hier Sp. 767, als „wahrscheinlich älteste[r] Beleg für das dt. Deminutivsuffix *-chen*“ bezeichnet wird.

⁶⁶ HEINRICH TIEFENBACH (1984): Xanten – Essen – Köln. Untersuchungen zur Nordgrenze des Althochdeutschen an niederrheinischen Personennamen des neunten bis elften Jahrhunderts (Studien zum Althochdeutschen. Bd. 3). Göttingen. S. 384.

⁶⁷ RUDOLF KÖTZSCHKE (Hg.) (1906): Die Urbare der Abtei Werden a. d. Ruhr. A. Die Urbare vom 9.–13. Jahrhundert (Rheinische Urbare. Bd. 2. Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. Bd. 20). Bonn. Nachdruck Düsseldorf 1978. S. 87.

⁶⁸ Ebenda, S. 90–137.

⁶⁹ ELIS WADSTEIN (1899): Kleinere altsächsische sprachdenkmäler mit anmerkungen und glossar (Niederdeutsche Denkmäler. Bd. 6). Norden/Leipzig. S. 24–45, 133–137.

Werdener, in Wahrheit aber vielleicht Essener PRUDENTIUSGLOSSEN vom Ende des 10. Jahrhunderts⁷⁰ entspricht genau diesen Gegebenheiten.

Ein Blick auf die hochdeutschen Räume südlich des Kölner Gebietes mag das skizzierte Bild weiter festigen. In den Urkunden des Mainzer Raumes erscheinen die ersten -chen-Belege zögernd und noch sehr vereinzelt ab dem Jahre 1006⁷¹. Aus dem Moselraum sind Zeugnisse nach E. FÖRSTEMANNS Namenbuch, in dem fast ausschließlich niederfränkische, westfälische und ribuarische Belege verzeichnet sind⁷², offenbar erst am Ende des 10. Jahrhunderts nachzuweisen⁷³. Allerdings führt ein von E. FÖRSTEMANN nicht aufgenommener Frühbeleg aus Prümer Überlieferung bereits in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts⁷⁴. Da es sich um einen Hörigennamen handelt, wird man Bodenständigkeit des Namenträgers annehmen dürfen.

Sehr auffällig ist der Befund der Fuldaer Namen. In den fast vierztausend Namenbelegen vom Ende des 8. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts erscheint ein einziges *Rezechinus* gegenüber 154 Belegen auf -lin⁷⁵. Dem

⁷⁰ Ebenda, S. 94,18; 99,11. Zur Herkunftsfrage HEINRICH TIEFENBACH (1985): Nachträge zu altsächsischen Glossen aus dem Damenstift Essen. In: RUDOLF SCHÜTZEICHEL. Adenda und Corrigenda (II) zur althochdeutschen Glossensammlung (Studien zum Althochdeutschen. Bd. 5). Göttingen. S. 113–121, hier S. 114 f. – Eine Zusammenstellung der frühen niederdeutschen appellativischen Diminutive bei WILHELM SEELMANN (1920): Altsächsische und mittelniederdeutsche Diminutive. In: Niederdeutsches Jahrbuch 46, 51–57.

⁷¹ Die ersten Belege (Zeugename *Betcechen* neben *Betcelen*) in MAX STIMMINGS (1932) Mainzer Urkundenbuch. Bd. 1. Darmstadt. Nachdruck 1972, offenbar in der kopial überlieferten WILLEGIS-Urkunde Nr. 242, die für die althochdeutsche Binger Inschrift von Bedeutung ist; dazu HEINRICH TIEFENBACH (1977): Zur Binger Inschrift. In: Rheinische Vierteljahrsschriften 41, 124–137 (Urkundentext S. 129 f.). In Originalüberlieferung zuerst a. 1017 (Nr. 258, *Nannichini*, Zeuge).

⁷² ERNST FÖRSTEMANN (1900): Altdeutsches Namenbuch. Bd. 1. Personennamen. 2. Aufl. Bonn. Nachdruck München/Hildesheim 1966. Sp. 356.

⁷³ E. FÖRSTEMANN nennt *Zalechin* a. 955 (Kopie des 14. Jahrhunderts) und *Wendichin* a. 989; HEINRICH BEYER (Hg.) (1860): Urkundenbuch zur Geschichte der [...] mittelrheinischen Territorien. Bd. 1. Koblenz. Nachdruck Hildesheim/New York 1974. Nr. 199 und Nr. 260. Zu ergänzen sind *Gozichin*, *Hupichin* (zu *Hugbald*, *Hugbert* usw.) a. 995 aus dem Mettlacher Diplomata (Nr. 270). – Die von C. WAMPACH edierten Echternacher Urkunden enthalten keine älteren -chin-Belege.

⁷⁴ H. BEYER (1860) (s. Fußn. 73), Nr. 52, a. 820, Schenkung Ludwigs des Frommen (Kopie um a. 920 im Liber aureus): *Bruodobin*, Höriger in St. Goar-Biebernheim. Ein weiterer Frühbeleg aus Prümer Überlieferung (Nr. 41, a. 804, *Rochobinus*) bezeichnet einen Hörigen im Gebiet von Angers. – Die von DIETER GEUENICH (1971): Prümer Personennamen in Überlieferungen von St. Gallen, Reichenau, Remiremont und Prüm (Beiträge zur Namenforschung. NF Beiheft 7). Heidelberg, untersuchten Mönchsnamen aus Prüm enthalten nur -lin- Formen (S. 75 f.).

⁷⁵ DIETER GEUENICH (1976): Die Personennamen der Klostergemeinschaft von Fulda im früheren Mittelalter (Münstersche Mittelalter-Schriften. Bd. 5). München. S. 77. Bei KARL SCHMID (Hg.) (1978): Die Klostergemeinschaft von Fulda im früheren Mittelalter (Münstersche Mittelalter-Schriften. Bd. 8/2,1). München. S. 434, wird die Zugehörigkeit des *Rezechinus* zum Hersfelder Konvent nachgewiesen.

entspricht bei den Appellativen auch der Befund der Tatianübersetzung, die mit *gerbilin*, *kindilin*, *skifilin* nur den *l*-Typus überliefert (neben dem kombinierten *-k-* + *-l-* in *huoniclin*, *tūbiclin*, der insbesondere in Jungtierbezeichnungen weiter verbreitet ist⁷⁶). Offenbar hat sich diese generelle Geltung des älteren *-lin*-Suffixes hier mindestens bis zum Ende der alt-hochdeutschen Zeit erhalten. In der reichhaltigen Lorscher Namenüberlieferung erscheinen wohl einfaches *-l-*, *-ch-* und kombiniertes *-lin-*, nicht aber *-chin*.

Das alles führt zu dem Schluß, daß das Suffix *-ken/-chen* seinen heutigen mitteldeutschen Geltungsbereich erst in spät- und nachalthochdeutscher Zeit allählich gewonnen hat, wobei der Ausgangspunkt die fränkischen Gebiete im Westen gewesen zu sein scheinen. Damit sind die Kölner *-chin*-Belege auch bemerkenswerte Zeugnisse im Zusammenhang der Diskussion um die Bodenständigkeit der zweiten Lautverschiebung⁷⁷, was bisher kaum genügend beachtet worden ist. Ein 'Import' dieses Suffixes aus dem Süden ist jedenfalls auszuschließen.

Es bleibt zu unterstreichen, daß im Ausgangsgebiet der *-kin*-Bildungen stets daneben der ältere *-lin*-Typ belegt ist. Wie im einzelnen sich das nordwestliche *-kin/-chen* im mitteldeutschen Raum verbreitet hat – und zwar bei literatursprachlicher Weitergeltung des *-lin*-Typs weit über die mittelhochdeutsche Zeit hinaus –, muß weiteren landschaftlichen Einzeluntersuchungen vorbehalten bleiben. Hier soll nur kurz noch Stellung zu der These F. WREDES von der Herkunft der appellativischen Diminutivsuffixe aus den Kosenamen genommen werden.

VI.

Eine Übernahme onomastischer Suffixe in den Bereich der Appellative ist zwar nicht grundsätzlich ausgeschlossen, wie die Beispiele der Morpheme *-bold* oder *-rich* (*Witzbold*, *Wüterich*) schon in älterer Zeit zeigen⁷⁸, bis hin zur Übernahme ganzer Namen in suffixaler Funktion (Typ *Prahlhans*).

⁷⁶ FRIEDRICH KLUGE (1926): Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. Ergänzungsserie. Bd. 1). 3. Aufl. von LUDWIG SÜTTERLIN und ERNST OCHS. Halle/Saale. S. 33 f.; W. MEID (1967) (s. Fußn. 61), S. 217 f. Gelegentlich findet sich das Suffix auch bei Personennamen: *Willeclini*(*us*), M. STIMMING (1932) (s. Fußn. 71) Nr. 297 (a. 1056, kopial); 438 und 440 (a. 1108, original).

⁷⁷ Dazu etwa H. TIEFENBACH (1984) (s. Fußn. 66), S. 324 f., und passim.

⁷⁸ Beispiele bei RUDOLF SCHÜTZEICHEL (1982): Einführung in die Familiennamenkunde. In: MAX GOTTSCHALD. Deutsche Namenkunde. Unsere Familiennamen. 5. Aufl. Berlin/New York. S. 13–76, 551–667; hier S. 36 f.

Es bestehen aber schon hier generelle Unterschiede zu den Diminutivsuffixen, da in allen anderen Fällen das Stadium der Suffixhaftigkeit durch die Verwendung im onomastischen Bereich bedingt ist (etwa durch die große Häufigkeit von Rufnamen auf *-bold*, *-rich* oder von *Hans*). Bei den *-l-* und *-k-*Suffixen ist aber nicht der Weg vom selbständigen Wort zum Suffix analogiebedürftig, sondern die Übertragung eines rein suffixalen Elements aus dem onomastischen Inventar in das appellativische mitsamt seiner Funktion, und zwar in einem zentralen Bereich der semantischen Modifikation, wie ihn die Diminution darstellt. Schon von dieser Überlegung her ist die Theorie F. WREDES wenig wahrscheinlich. Wenn zudem berücksichtigt wird, daß etwa das *-l-*Suffix in diminutiver Funktion bei den Appellativen ein vorgermanisches Alter besitzt (ahd. *varhīlin* 'Ferkel', lat. *porculus*, lit. *parsēlis*)⁷⁹, wird man eher den umgekehrten Weg für wahrscheinlicher halten, nämlich daß, wie auch sonst häufig, appellativisches Sprachgut in den Bereich der Namen übernommen wurde. Von der Funktion der Diminution her ist die Verwendung zur Bildung hypokoristischer Kurzformen ohne weiteres plausibel. Etablierte Rufnamen-Kurzformen wie der des Gotenkönigs *Baduila* (= *Totila*), der in dieser Form auf den Münzen und bei JORDANES erscheint⁸⁰, sind aber auch in der Lage, die Konnotationen der familiär-vertraulichen Sprechweise gänzlich abzulegen, die eine ausgiebige schriftliche Verwendung im Bereich der Appellative lange eingeschränkt haben. Daher erscheinen die Rufnamen-Kurzformen mit erheblichem Vorsprung vor den Appellativen und in viel größerer Anzahl in den Quellen, so daß die sprachhistorische und sprachgeographische Reichweite der Suffixe sich an diesem Material überhaupt erst genauer aufweisen läßt.

Das dialektgeographische Bild der Sprachkarte allein bietet also nur einen Teil der Faktoren, die ihre Interpretation ermöglichen, freilich einen gewichtigen Teil, der die Grundlinien für die weitere Hypothesenbildung bereits vorzeichnet. Der sprachhistorische Befund, der mit dem rezenten Kartenbild konfrontiert wird, ist aber nicht bloßer Illustrationsstoff, sondern ein nach eigenen Regeln zu beurteilender Materialhorizont, der gleichfalls eigene und spezifische Erkenntnismöglichkeiten bietet. In der Zusammenführung der Fragen und Ergebnisse aus beiden Bereichen besteht vielleicht die Möglichkeit, auch bei schwierigen Fragen wie dem Verhältnis von *-chen* und *-lein* zu besser gesicherten Ergebnissen zu gelangen.

⁷⁹ W. MEID (1967) (s. Fußn. 61), S. 87.

⁸⁰ Nachweise bei M. SCHÖNFELD (1911) (s. Fußn. 55), S. 41 und 240 f.

SUMMARY

This contribution deals with the relationship between the two diminutive suffix types *-chen/-ken* and *-lein*, the occurrence of the appropriate variants in German dialects and in written German as well as the philological development of present-day distribution. The basis for the investigation is the unpublished hand-drawn maps of the Sprachatlas des deutschen Reichs and FERDINAND WREDE's 1908 description of these maps. In addition the (*Schäf*)*chen* map from the Deutscher Sprachatlas as well as Wortatlas material were used. F. WREDE's hypotheses which have until the present been regarded as authoritative concerning the role of diminutive suffixes are examined critically, especially the opinion the Germanic originally had no diminutives as in modern low German and the view that appellative diminutives were taken over from the pet names.

Indeed, personal names do provide the opportunity to trace the individual Germanic languages back to late classical times.

The reason for this is the relatively good source situation and the fact that the use of diminutive forms with names in written language is far more restricted than with appellatives. Personal names show a use of *-k-* and *-l-* suffixes as early as the tribes of the *Völkerwanderung*. The combinations *-l-in-* and *-k-in-* are more recent. The earliest occurrence is only after the middle of the first millennium but in all parts of the Germanic-influenced continent. The most recent suffix is *-k-in-*, the earliest references of which are in the north-west during the 8th and 9th centuries and whose progress from the Franconian west, southwards is shown in the sources. The present southern boundary would not quite seem to have been reached in the 11th century.

Appellative diminutives were not taken over from names despite their earlier forms. Rather the reverse is true: onomastic diminutive suffixes have appellative origins, perhaps from the field of reference to young animals.

Adresse der Autors: Prof. Dr. HEINRICH TIEFENBACH
Institut für Germanistik
Universität Regensburg
Postfach 397
8400 Regensburg